

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 70 (1961)
Heft: 4

Artikel: Einige Gedanken zur Heimatlosigkeit
Autor: Kreyssig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nes. Das Bild der Verlorenheit stellt sich ein. Der Abgrund ist dicht vor dir. Du schiebst ihn vor dir her. Nein, halt, ich sehe, er ist *in* dir: Du selbst bist der Abgrund und der Sturz in ihn, aber auch die Flucht vor ihm — du bist auf der Flucht vor dir selbst.

*

Ich sehe ihr nach, und für einen Augenblick ist mir, als schreite ich selber dort . . . Dann aber sehe ich etwas anderes: es ist die Menschheit, die dort durch den Sturm der Welt schreitet, die Menschheit, der sich der Eissturm der Friedlosigkeit entgegenwirft. Vor ihr schwindet der Grund zum Abgrund, der im gleichen Masse, wie sie sich vorwärts bewegt, zurückweicht, aber wie lange noch?

Ich sehe einer Verstörten nach — und meine, die verstörte Menschheit zu sehen? Geistesgestört — was ist sie am Ende, wenn nicht verlorene Orientierung, verlorenes Gleichgewicht, verlorene Harmonie? Und da schreiten wir entschlossen vor, als hätten wir ein Ziel, aber unser Antlitz strahlt nicht vor Glück. Unser Gehen ist, als seien wir gejagt; unser Schreiten ist, als seien wir verfolgt. Unsere Züge sind erstarrt. Wir erschrecken, wenn uns etwas begegnet. Wir fahren zusammen, wenn sich etwas ereignet.

Brach diese Menschheitskrankheit, diese Welt-Schizophrenie nicht auch aus, weil die Liebe fehlte? Wurzelt diese Welt-Gespaltenheit nicht am Ende auch in der Lieblosigkeit? Und sollte da

diese kranke Welt nicht auch geheilt werden können durch Liebe?

Jedoch, die dort dahinschreitet, ist ein armes, einzelnes, verlassenes Geschöpf. Wie könnte sie da das Symbol der Menschheit sein? Den Einzelnen kann ein Einzelter, den Liebeverlassenen kann Liebe zurückrufen, und er würde umkehren und den Abgrund hinter sich lassen. Aber uns alle zusammengenommen —, wer, was kann uns abhalten, weiter dem Abgrund entgegenzugehen? Welche Macht könnte uns zurückrufen? Der religiöse Mensch weiss eine Antwort, die den Zweifelnden nicht überzeugt. Jedoch auch dem Zweifler ist gewiss, dass Liebe, wenn sie allgemein wäre, die Welt heilen könnte. Aber sie ist nicht allgemein. Was tun wir, wenn die halbe Welt kein Bedürfnis nach Liebe empfindet? wenn sie nur hungert nach Macht? wenn sie in ihrer Krankheit die Liebe verneint? Dann bleibt das Heilmittel inapplikabel, unanwendbar.

Wir werden weiterschreiten müssen, den Abgrund vor uns, aber wir trachten, ihn auszufüllen oder zu überbrücken. Das ist schwer, vielleicht unmöglich. Aber ist es denn so undenkbar, dass das Genie der Liebe einmal alle Menschen erfasst, dass es die ganze Welt umspannt und alle Gespaltenheit ein Ende nähme? . . . Auf einmal hat sich der Abgrund geschlossen, der Irrsinn erlischt, die Liebe hat gesiegt, die Harmonie ist wieder hergestellt, und Friede strahlt über einer geheilten Welt?

EINIGE GEDANKEN ZUR HEIMATLOSIGKEIT

Von Dr. Kreyssig, Berlin

Im Oktober 1959 sprach an der letzten Jahresfrauentagung des Deutschen Roten Kreuzes in Berlin Dr. Kreyssig über das gerade in Berlin so aktuelle Thema «Was ist Heimatlosigkeit?». Aus dieser Ansprache bringen wir nachfolgend — aus dem Zusammenhang allerdings herausgelöst — einige Fragmente.

Die Redaktion

Bevor wir uns ernstlich fragen, was *Heimat* und *Heimatlosigkeit* sei, möchte ich auf den Dichter Max Bruns hinweisen, der in seinen «Terzinen von der Weltfahrt» die Einsicht, dass der Mensch auf unserer Erde keine bleibende Statt hat, als *kosmisches Daseinsgefühl* wertet. Diese *Vorletztheit* unserer Erdexistenz gilt aber, wie die moderne Naturwissenschaft einmütig feststellt, für den ganzen Kosmos, der nach dem Gesetz des Energiegefälles von einem Anfang zu einem Ende geht. Bedenken wir dazu die Vorletztheit unserer leiblichen Existenz, so ist der herkömmliche Begriff von *Erdenheimat*, um die es sich hier handelt, begrenzt . . .

In welchem Sinne ist die irdische Heimat eine echte Wirklichkeit und nicht nur ein Mythos oder eine emotionale Grösse? Hier sprechen Zahlen eine beredte Sprache; sie sind der Befund über die *Weltheimatlosigkeit* unserer Tage, die wie die Fieberkurve einer Krankheit auf Tod und Leben anmutet. *Vierzig Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebene in der Welt!* Wenn wir Tag und Nacht so rasch zählen, dass dieses Zählen eben noch verständlich ist, brauchen wir für vierzig Millionen neun Monate und zehn Tage. *Und jede Zahl ist ein heimatloser Mensch!* Eine fast *unvorstellbare Tatsache!* . . .

Im Augenblick, wo Flüchtlinge in ein Land strömen, fällt die geschichtliche Lage auseinander in Flüchtlinge und andere. Es ist politisches Zweckdeuten oder romantische Illusion, zu meinen, dass einer die Existenz des andern wirklich beziehen könne. Von sich aus, so wie er ist, hat der Mensch vielmehr als ein behauster Mensch zum Schicksal des *unbehausten Menschen* unmittelbar, existentiell keinen Zugang. Von Natur aus sind wir uns selbst rechtfertigende, uns selbst behauptende, auf uns bezogene Menschen auch im Flüchtlingsproblem.

Wir dürfen uns ihm aber nicht entziehen. Es ist kein fernes Problem; es ist eine Krankheit unserer Erde, zu der auch wir gehören. Wie bewältigen wir es?

Die Lösung des Flüchtlingsproblems ist für jeden von uns und für alle zusammen eine Sache unserer *Verantwortung*. Und damit erst treten wir auf die entscheidende Dimension zu, in der das *Unvorstellbare zur Bewältigung ergriffen wird*, in der trotz Selbstbehauptung und existenzieller Geschiedenheit *wirkliche Teilnahme* möglich wird. Es gibt nämlich eine Einstimmung auf eine solche vorher unvorstellbare und unbewältigte Aufgabe in der Wendung, die das menschliche Herz vollzieht. *Gewissen* heisst auf Griechisch syneidesis, das heisst *Mitwissen*. Aus einem zum Mitwissen befähigten Herzen heraus erhalten wir Zugang zu fremder Not. *Mitwissen, Miterkennen, Mitleiden werden durch stellvertretendes Leiden erschlossen*...

Indem und insofern sich der Mensch so zum tätigen und mitleidenden Gehorsam anschickt, geschieht das Dritte und Entscheidende: es taucht im Menschen *an der Quelle seiner ausserzeitlichen Herkunft als sinnhafte Erhellung des Begriffes von Heimat und Heimatlosigkeit* das Wort auf, das Heraklit schon 540 vor Christus in Ephesus geprägt hat: ETHOS ANTHROPO DAIMON!, das wir frei übersetzen können mit: Wohnung (oder Heimat) ist dem Menschen die Gottheit.

Wohnung ist dem Menschen die Gottheit! Und in der Gebundenheit an Gott ist der Mensch frei, Heimat zu haben als einen geschöpflichen, vergänglichen und vorletzten Wert. Doch gerade in dieser Vorletztheit und in dieser Gebundenheit ist und bleibt die Wohnung, die Heimat ein echter, verpflichtender, jedes menschlichen Einsatzes würdiger Wert. Doch stets verstanden *als Gabe, als Lehen, als Vorübergehendes*. In diesem Abstand, in diesem Haben als hätte man nicht, wird den Menschen Heimat erst recht zuteil; so wird sie ihm verfügbar zu einer echten, seine Menschlichkeit einhüllenden und entfaltenden Gabe. Die Gewinnung dieses Abstandes, die Anerkennung der Vergänglichkeit, der Vorletztheit muss immer wieder durchlitten werden. Es ist dem Menschen tragischerweise tief wesenseigen, dass er — wie alle seine Gaben — auch Heimat an sich reissen, im Raube haben muss.

Wahrscheinlich tritt das in der spielerischen oder betrachtsamen Beziehung zu Pflanze, Tier, Natur noch nicht recht zutage. Weil Gott befohlen

hat, die Erde zu bebauen und sie sich untertan zu machen, wird Segen und Fluch dieser Erde, damit aber zugleich Heimat im tiefsten und eigentlichen Sinne, erst in der tätigen und leidenden Beziehung zur Erde erlebt. Das Schicksal Israels macht das für ein ganzes Volk sehr deutlich...

Als Bauer vermag ich sehr wohl zu ermessen, was es bedeutet, sich als Folge eines unmittelbaren Zwanges von seiner Scholle lösen zu müssen. Ich selbst bin zweimal vom Stück Erde, auf das wir Jahr um Jahr eimerweise Schweiss vergossen hatten, auf solch erzwungene Weise weggegangen, damit die Meinen und ich selbst inne werden konnten was es heisst, zu haben als hätte man nicht. Wer solche Loslösung unter Schmerzen wie eine Befreiung erlebt, erkennt erst, wieviel Versuchung zu eigenmächtiger Selbstbehauptung, Vergötzung, Stolz im anvertrauten Eigentum steckt.

So erklärt es sich, dass selbst eine tief verwurzelte bäuerliche Gesinnung ideologischer Ueberfremdung erstaunlich rasch widerstandsunfähig werden kann, wenn sie Eigentum egozentrisch missversteht und nicht zugleich als Dienst begreift...

Wenn der Nationalsozialismus als ein biologischer Materialismus im Sinne einer auslösenden geschichtlichen Entscheidung *Ausheimatung* war, so gilt das für die anderen selbstmächtigen Ideologien, in denen der Mensch Gott absagt, in gleichem Masse...

Das Verhängnis ausbrechender Heimatlosigkeit kann auch als Unglück und materielle Verarmung des Menschen in der Bindung an das Göttliche *sinnvoll* sein. Wieder hat es — poeta propheta — ein Dichter sinnbildlich zum voraus geschaut. *Hermann Löns* schildert im *Werwolf* ausbrechende Heimatlosigkeit, indem ein ganzes Dorf in die Fremde ziehen muss. Nach einer Strecke Weges befällt diese Menschen der Schrecken, weil sie nicht einmal eine Bibel gerettet hätten. Doch der mitziehende betagte Hirte tröstet sie, er kenne fast die ganze Bibel auswendig. So wird plötzlich in der ausbrechenden Heimatlosigkeit die eigentliche Heimat des Menschen transparent: Wohnung ist dem Menschen die Gottheit.

Mit der Uebersetzung in den Bereich eines ganzen Volkes gelangt diese Erfahrung vom Sinnvollen des Verhängnisses in eine neue geschichtliche Dimension. Dann wird gewaltsam aufgenötigte Heimatlosigkeit als stellvertretendes Leiden sinnhaft...

Doch auch für den noch Behausten ist Heimat die Gottheit. Wenn er das richtig verstanden hat, wird ihm helfende, bewältigende Teilnahme am Flüchtlingschicksal möglich. Und in der Hinwendung zum Nächsten in gehorsamer, schlichter Teilnahme an dessen Schicksal geschieht das Entscheidende... Dass dieses Einfache und Nächstliegende dem Menschen aber so schwerfällt, ist bezeichnend dafür, wie es um ihn bestellt ist... Wie viel könnte geschehen, wenn die Menschen sich entschlossen, das Nächstliegende zu tun. Dies wäre eine solche Vertausendfachung aller Hilfsquellen

der Menschheit, dass jede doktrinaire Lösung oder Scheinlösung daneben klein bliebe...

Der ganzen Not der Heimatlosigkeit, dem Heimweh, gibt *Odysseus* in *Homers Odyssee* (Nachdichtung von Albrecht Schaeffer) erschütternd Ausdruck:

*Lange verstummte er und sagte endlich
sehr leise und der Lampe zugewandt:*

«Dennoch... im Tale liegt das alte Haus.
Der Rauch verkündet, dass in seinem Innern
sich Leben regt, geschäftig, Tag um Tag.
Der Hund geht über den Hof. Der Brunneneimer
erklingt. Ein Knabe ruft im Garten ferne.

*Die Stille herrscht dort durch den langen Tag.
Und dies ist ewig. — Und nur einmal dort
umherzugehen und leis zu sagen: Mein...
Die Milch in reiner Schale aus der Hand
der Herrin hinzunehmen und im Trinken
ihr schwarzes Augenpaar zu seh'n, das wartet —
so tief, so dunkel wie die Labe licht...
Und still zu sagen: Danke... Und auf einmal
im Abendnebel in dem Apfelgarten
zu stehn, zu fühlen, dass man weinen will,
erstickter Kehle, während sich das Herz
allmächtig umdreht wie ein Gott im Schlaf...
All dies noch einmal — einmal —! — Lass uns
[dulden —»*



ICH WEISS, DASS MIR HIER NICHTS GEHÖRT

Von Hermann Hiltbrunner

1

*Ich weiss, dass mir hier nichts gehört,
Doch diese Armut macht mich reich:
Nie hat Besitztum mich betört
Noch hart gemacht. Mein Herz blieb weich.*

*Was ist es, das du nicht besitzt?
Kleinzeug des Lebens, Narretei'n!
In deinem Herzen aber blitzt
Der Diamant, der Geist ist rein.*

*Dass auch kein Mensch mir angehört,
Beirrt mich nicht; ich sage ja
Und bin im Innern unbetört
Für dich, für euch noch immer da.*

2

*Die Unabhängigkeit bewahrt
Nur der, des Herz in Reichtum schwimmt;
Er muss verschenken, weil die Art
Des Blutes zu Verschwendung stimmt.*

*Was dir gehört, hast du bezahlt;
Nur fremde Schätze schaffen Pein.
Wer mit Besitztum nie geprahlt,
Der muss im Gleichgewichte sein.*

*Ob auch kein Mensch mir angehört —
Zu lieben bleibt mein Herz bereit:
Es liebt, bis es sich selbst zerstört —
Herz aber ist Unendlichkeit.*